

Armut zu sprechen“ und die Replik des Vorsitzenden des zehnten Kinder- und Jugendberichtes L. KRAPPMANN, der von „Schönfärberei“ sprach, führten dann auch zu einer heftigen fachlichen und öffentlichen Diskussion darüber, ob es in Deutschland Kinderarmut gibt oder nur Kinder, die in einkommensschwachen Familien leben. Diese jüngere Diskussion in Verbindung mit dem, in der mittlerweile gut etablierten Kindheitsforschung vorangebachten Diskurs über einen generellen Wandel der gesellschaftlichen Stellung der Kinder – im Sinne eines verbesserten Kindheitsstatus – lassen es gerechtfertigt erscheinen, beide Bücher gemeinsam zu behandeln. Gerade auch unter dem hier gewählten Blickwinkel.

Denn das Buch von Rolff gehört eindeutig zum klassischen Diskurs der schichtspezifisch angelegten Sozialisationsforschung. Das Buch von BÜCHNER u.a. hingegen, ist ein typischer Vertreter des jüngeren Diskurses, in dem unter der Perspektive eines Paradigmenwechsels eher über kindliche Lebenswelten und gegenwärtig bedeutsame Themen über Familie und Bildung gesprochen wird.

Rolff, Sozialisation und Auslese durch die Schule. ROLFFS Buch ist deswegen den Interessenten ungleichheitsrelevanter gesellschaftlicher Fragen zu empfehlen, da sowohl Aspekte der politischen Diskussion der 60er Jahre als auch bedeutsame Grundlagen der Erziehungssoziologie pointiert herausgestellt werden. Die politische Diskussion der damaligen Zeit ist insbesondere an der prägnanten Leitidee der schichtspezifischen Sozialisationsforschung zu erkennen. Die referierten empirischen Befunde der 60er und 70er Jahre sowie die präzise Darstellung, der die Sozialisation wechselseitig beeinflussenden Familie und Schule münden in der Feststellung des Bestehens kumulativer Nachteile für Kinder aus Familien niedriger Schichten. Besonders wird in der damaligen Tradition pointiert der Einfluss der beruflichen Tätigkeit des Vaters auf die Bildungsentscheidungen innerhalb der Familie in den Vordergrund gestellt. Die Relevanz für die Erziehungssoziologie ist insbesondere darin zu sehen, dass deutlich wird, wie die Benachteiligung von Kindern aus niedrigen Schichten als kumulativer Prozess über Jahre entsteht. Er beginnt bereits vor der Einschulung und setzt sich bis ins mittlere Jugendalter fort und er resultiert aus dem Zusammenspiel eines bereits sehr früh im Leben des Kindes geprägten ‚Sozial-

charakters‘, den Bildungsentscheidungen der Eltern sowie den bedeutsamen äußerst selektiv wirkenden Urteilen der Lehrer, bei der Aussprechung von Empfehlungen für die Höherqualifikation auf einer weiterführenden Schule.

Zusammenfassend ergibt sich, dass das Buch, wenngleich an vielen Stellen durch den sprachlichen Duktus und das präsentierte Zahlenmaterial veraltet, eine lesenswerte Einführung in die Erziehungssoziologie darstellt. Hilfreich ist ferner für den Leser eine Liste neuerer Literatur aus dem soziologischen als auch erziehungswissenschaftlichen Kontext.

Büchner u. a., Kindliche Lebenswelten. Das Buch von BÜCHNER u.a. ist hingegen von einem anderen Stil geprägt. Es ist ein Sammelband mit Einzelbeiträgen, die als Expertisen verfasst wurden. Diese fünf Expertisen fanden Eingang in den bereits erwähnten 5. Familienbericht. Sie haben also alle einen hohen Aktualitätsbezug und haben einen Duktus, der sich wesentlich am Stil einer Zusammentragung von Hauptbefunden orientiert.

Der erste Beitrag von BÜCHNER widmet sich einer Frage, die in der gegenwärtigen erziehungswissenschaftlichen Diskussion immer wieder für Zündstoff sorgt: Soll sich die Schule als Sozialisationsinstitution selbst verändern und wie weit sollen Schulreformen gehen? BÜCHNER bezieht dahingehend Stellung, dass er von einem starken außerschulischen Wandel des Kindseins in den 90er Jahren ausgeht. Dieser Wandel ist dann auch Thema des ersten großen Abschnittes dieses Beitrages. Nur kurz wendet er sich unter dem Stichwort der ‚Pluralisierung und Individualisierung familialer und familienähnlicher Lebensformen‘ dem Wandel der Familienverhältnisse zu, um im Nachfolgenden die Freizeitgestaltung, die raum-zeitlichen Ordnungsprinzipien sowie die Rolle des Sportes im gegenwärtigen Kindsein zu beschreiben. Büchner kommt dabei zu dem Schluss, dass sich die Kindheit in den letzten Jahrzehnten so wesentlich gewandelt hat, dass die Schule nicht umhin kann, sich den veränderten neuen Bedingungen durch eine Reform der Unterrichtsprinzipien und des Umganges mit den Kindern anzupassen. Beispielsweise ist die nachbarschaftsbezogene Straßenkindheit der 50er und 60er Jahre nahezu verschwunden, die allermeisten Kinder haben durch den gestiegenen Wohlstand ein eigenes Zimmer und zusätzlich kann in den 90er Jahren die Medi-

enausstattung als gut bezeichnet werden. Die meisten Kinder gestalten ihre sozialen Kontakte selbständig per Telefon für den Nachmittag, viele haben mehrmals feste Termine in der Woche und sind aktiv in Vereinen tätig. Aufgrund dieser, so häufig bestehenden gegenwärtigen Kindheit kommt Büchner im zweiten großen Abschnitt dieses Beitrages zum Restümee, dass diesen Kindern in der Schule mehr selbstbestimmte und eigenverantwortlich gestaltete Bereiche zugestanden werden müssten. Die Schule sollte sich stärker an der Lebenssituation der Kinder orientieren und somit von diesen nicht mehr nur als Lerninstitution angesehen werden. Hierzu wäre auch eine bessere Koordination von Lehrern und Sozialpädagogen notwendig. Die Schule als Ganztageseinrichtung, in der unterstützende Maßnahmen und soziale Kontakte für selbständige Kinder bereitgestellt würden, wäre ein wünschenswertes Ziel.

Auffallend an dieser Expertise ist, dass in der neueren Kindheitsforschung, in der der Autor aktiv tätig ist, sehr viel empirisches Grundlagenmaterial zusammengetragen wird, das dann auch die inhaltliche Orientierung eines solchen Textes maßgeblich mitgestaltet. Der häufig anzutreffende normative Duktus erziehungswissenschaftlicher Literatur, in Verbindung mit einem kulturpessimistischen Verfallsszenario wird durch derartige empirische Befunde relativiert und lässt Freiräume zur Interpretation gegenwärtiger Kindheit entstehen.

Der Aufsatz von GRUNDMANN, HUININK und KRAPPMANN beschäftigt sich mit der Wechselwirkung zwischen Familie und Bildung. Die Autoren teilen die Expertise in zwei größere Kapitel, in denen sie erstens den Einfluss der Bildung der Eltern auf den Wandel der Partnerschafts- und Familiengründung aufzeigen und zweitens die Bildungsleistungen, die in der Familie erbracht werden, in den Vordergrund stellen.

Was den Einfluss der Bildung auf die Familien- und Partnerschaftsgründung betrifft, so werden eine Reihe von Befunden vorgestellt, die zu einer Einschätzung auch der zukünftigen Entwicklung fruchtbar gemacht werden. Die Autoren kommen zu dem Schluss, dass in der nahen und mittleren Zukunft weiterhin mit einem Ansteigen der nichtehelichen Lebensgemeinschaften zu rechnen sei. Sie begründen diese Entwicklung mit der Überlegung, dass diese Lebensform sehr gut geeignet sei, um das Alleinleben während des längeren

Verbleibens in den Ausbildungsinstitutionen zu vermeiden. Nichteheliche Lebensgemeinschaften werden daher auch nicht als Alternative zur Ehe gesehen, sondern eher als eine Vorphase. Damit hängt ferner zusammen, dass nach Meinung der Autoren, die meisten Männer und Frauen zunehmend später heiraten und die ersten Kinder häufig erst gegen Ende der dritten Lebensdekade geboren werden. Diese Entwicklung hat zur Konsequenz, dass auf Familie angelegte Partnerschaften im Lebenslauf erst spät gegründet werden, was allerdings nach Meinung der Autoren keine problematische Entwicklung darstellt. Sie stellt vielmehr eine Anpassung an gesellschaftliche Wandlungen, vornehmlich im Ausbildungsbereich dar. Kritisch schätzen die Autoren jedoch ein, dass unter der Leitidee der ‚verantworteten Elternschaft‘, Familie nur noch dann zu verwirklichen sei, wenn beide Elternteile auch erwerbstätig sind. So gesehen kommt es für die Autoren mit großer Wahrscheinlichkeit dazu, dass Familie zu einem ‚Luxusgut‘ wird. Familien polarisieren sich in solche, denen ein ausreichendes Einkommen zur Verfügung steht und jene, die sich Kinder kaum noch ‚leisten‘ können. In diesem Zusammenhang kritisieren die Autoren, die gegenwärtig immer noch bestehenden, schlechten Möglichkeiten der Vereinbarkeit von Mutterschaft und Erwerbstätigkeit sowie die daraus resultierende Doppelbelastung der Mütter. Ferner wenden sie sich gegen die immer noch bestehenden Vorurteile über erwerbstätige Mütter. Denn gerade in der Vereinbarkeit von Mutterschaft und Erwerbstätigkeit sehen die Autoren einen Weg zur Vermeidung finanziell prekärer Einkommenslagen für Familien.

Was die Bildung der Kinder betrifft, so geht es den Autoren um die Beantwortung der Frage, inwieweit die Familie ein Ort des Lernens ist, in dem Humanvermögen erworben wird. Die Autoren gehen von der Annahme aus, dass sich Familien gerade dadurch auszeichnen, dass sie für Kinder einen der wichtigsten ‚natürlichen‘ Lernorte darstellen, in denen sie kommunikativ-affektive Kompetenzen, Selbstvertrauen, motivationale Dispositionen, sprachliches Ausdrucksvermögen, reflexives Denkpotehtial, also die Fähigkeit Probleme aus verschiedenen Perspektiven zu sehen, erwerben. Bei der Frage, in welchen Familien der Erwerb dieser Fähigkeiten besser gelingt, kommen sie zu dem Ergebnis, dass die Befunde der schichtspezifischen Sozialisationsforschung auch noch in

den 90er Jahren aktuell sind. Immer noch sind bildungsferne Milieus weniger in der Lage ihre Kinder mit den Kompetenzen auszustatten, die für den Erwerb eines hohen schulischen und beruflichen Qualifikationsniveaus notwendig sind. Trotz der Bildungsexpansion, die sich seit den 70er Jahren vollzieht, haben sich die alten Zusammenhänge zwischen sozialer Herkunft und Bildungsqualifikation kaum gewandelt. Auch zu Beginn der 90er Jahre gilt, dass nur ungefähr 11 Prozent der 13- bis 14-jährigen Kinder aus Arbeiterfamilien eine Hochschule besuchen, jedoch annähernd 60 Prozent der Kinder von Beamten. Im historischen Verlauf wurde allerdings die sozioökonomische Stellung des Vaters weniger einflussreich, bedeutsamer hingegen dessen Schulbildung. Dies könnte ein Hinweis darauf sein, dass die materielle Situation weniger Gewicht für die Realisierung von Bildungschancen bekam, das kulturelle Kapital hingegen an Tragweite gewonnen hat.

Grundsätzlich bescheinigen die Autoren vielen Familien hohe Kompetenz bei der Schaffung förderlicher sozialisatorischer Kontexte für den Bildungserwerb ihrer Kinder und Jugendlichen. Bedeutsam aus den jüngeren Befunden ist, dass nicht alleine die Schichtzugehörigkeit oder eine familiäre Krise ausschlaggebend für einen niedrigeren Bildungsabschluss sind, sondern das gleichzeitige Zusammentreffen mehrerer belastender Faktoren. Diese Feststellung gilt für alle Lebensformen, unabhängig davon, ob es sich um ‚vollständige Familien‘, Scheidungsfamilien oder Alleinerziehende handelt.

In vielen Einzelaspekten, an teilweise utopisch scheinenden Leitbildern orientiert, stellen die Autoren zum Schluss ihres Beitrages noch eine Reihe von Forderungen auf, die auf eine generelle Entgrenzung der verschiedenen Lebenswelten von Eltern und Kindern sowie zwischen den Lebenswelten der Erwachsenen hinweist. In einer Reintegration der Kindererziehung in die alltäglichen Abläufe der Eltern und der Gesellschaft wird eine Leitidee formuliert: Elternschaft darf nicht zum Luxusgut werden und manche Belastungen dürfen nicht nur den Familien überlassen werden.

Der dritte Aufsatz von B. NAUCK widmet sich den in Deutschland lebenden ausländischen Familien. Speziell steht das in der öffentlichen Diskussion zu wenig beachtete Bildungsverhalten in Migrantenfamilien im Mittelpunkt. NAUCK bezieht sich auf die lange Zeit in der Diskussion anzutreffende These der ‚Unterschichtung der modernen

Aufnahmegesellschaft durch Arbeitsmigranten‘ und die falsche Übertragung der Bildungsphänomene der schichtspezifischen Sozialisationsforschung auf die Gruppe der Ausländer.

Geht man allerdings nicht pauschalierend von den ‚Ausländern‘¹ aus, sondern betrachtet die migrierten Familien differenziert nach den einzelnen Nationalitäten, so fällt erstens die Bildungsbeteiligung in den einzelnen Schultypen je nach Herkunftsland unterschiedlich aus. Ein zweiter wichtiger Befund ist, dass sich die altersspezifische Quote von Schülern der einzelnen Nationalitäten in den weiterführenden Schulen mit zeitlicher Verzögerung denjenigen der deutschen Schüler angleicht. Griechen und Italiener sind hierbei die Vorreiter, aber auch die türkischen Kinder gleichen sich zunehmend an. Eine wichtige Bedeutung hat hierbei die Gesamtschule. Sie eröffnet die Möglichkeit, trotz einer Prognose nach der vierten Klasse oder in der Orientierungsstufe, die nur die Hauptschule oder die Realschule vorsieht, die Kinder zur allgemeinen Hochschulreife zu führen.

Migrantenfamilien zeichnen sich vor allem dadurch aus, dass sie Statusmobilität und materiellem Wohlstand einen hohen Stellenwert in ihrem Leben einräumen. Kinder solcher Familien sind daher auch häufig überdurchschnittlich motiviert und leistungsorientiert. Eine Sonderstellung haben hier die Italiener. Durch besondere zwischen Italien und Deutschland ausgearbeitete Verträge ist Arbeitsmigration ein legales Wandermotiv und bewirkt auch, dass Italiener im Vergleich zu anderen Nationalitäten relativ häufiger pendeln und kein ‚klassisches‘ Gastarbeiterverhalten zeigen.

Im zweiten Teil seines Beitrages geht es NAUCK darum, das Wanderungs- und Eingliederungsverhalten in Abhängigkeit von der Bildungsqualifikation zu betrachten. Besonders hervorzuheben sind die Befunde, dass das Bildungsniveau einen erheblichen Einfluss, wenn nicht sogar den wichtigsten auf das Wanderungsverhalten ausübt. Migranten haben im Vergleich zur Bevölkerung im Herkunftsland ein auffallend hohes Bildungsniveau: Je höher dieses ist, desto wahrscheinlicher wird eine Migration, die dann auch sehr früh im Lebensverlauf erfolgt. Ziehen die Frauen der Arbeitsmigranten nach, so kommt es wiederum differenziert nach dem Bildungsniveau zu unterschiedlichen Machtverhältnissen in der Ehe. Je unterschiedlicher das Bildungsgefälle der Ehepartner

ist, umso eher kommt es, verstärkt durch den unterschiedlichen Kenntnisstand im Aufnahmeland zu asymmetrischer innerfamiliärer Aufgabenverteilung.

In Bezug auf die Fertilitätsentwicklung formuliert NAUCK, dass es langfristig dann am ehesten zu einer Ökonomisierung und Rationalisierung der Erziehung kommt, wenn die religiösen Bindungen der Eltern nicht sehr ausgeprägt sind und wenn die sprachlichen Kenntnisse des Aufnahmelandes ausgeprägt sind. Insgesamt kommt es dann zu einer Angleichung der Erziehungspraktiken mit Teilgruppen der Bevölkerung des Aufnahmelandes. Allerdings unterscheiden sich die Einwanderungsgruppen in bezug auf das Fertilitätsverhalten wiederum stark nach dem Bildungsniveau. Kulturell-normative Faktoren verlieren in diesem Zusammenhang an Bedeutung.

Nach diesen vorliegenden Befunden wird der Beitrag mit einer kritischen Anmerkung in Bezug auf die Verwendung der amtlichen demographischen Daten geschlossen. Bezüglich der Annahme einer zunehmenden nationalstaatsüberschreitenden Mobilität wird die auf dem Haushalts- und Meldekonzert basierende amtliche Statistik dem individuellen Verhalten nicht mehr gerecht. Wir dürfen auf weitere derartige reichhaltige Analysen weiterhin gespannt sein.

Die letzten beiden Aufsätze in diesem Band widmen sich nicht dem Thema ‚Familie und Bildung‘. D. MEYER behandelt die ‚Eltern-Kind-Beziehungen in den neuen Bundesländern nach der Wende‘ und S. ROTHE thematisiert ‚Gewalt in Familien‘. MEYER gibt einen guten Eindruck über die Eltern-Kind-Beziehungen zu Beginn der 90er Jahre, die noch ganz unter dem Eindruck der starken Veränderungen durch die Wiedervereinigung standen. Bedeutsam ist aus ihren Befunden, dass sich viele der Beziehungen zwischen den Generationen kaum verändert haben, obgleich sich doch die Umwelt, vor allem die Arbeitsbedingungen markant gewandelt haben. Auffallend ist jedoch, dass eine

kleine Gruppe von Kindern angibt, keine Beziehungen mehr zu den Eltern zu haben, wenngleich die Argumentation der Autorin an diesen Stellen sehr oberflächlich bleibt und nicht belegt oder erschlossen wird, in welchem Zusammenhang dieser Sachverhalt mit der Wendezeit steht. Insgesamt ist dem Beitrag ein differenziertes Bild über den Wandel des Familienlebens und der Eltern-Kind-Beziehungen zu entnehmen.

Das Thema ‚Gewalt in Familien‘ von ROTHE präsentiert, gibt einen eindrucksvollen und gelungenen Überblick über Konzepte, theoretische Ansätze und vereinzelte Befunde zu diesem Problem. Für eine Expertise scheint besonders gelungen zu sein, dass sie verschiedene Gewalteinwendungen in Familien thematisiert und sich nicht nur auf eine spezielle Art konzentriert. Dazu bezieht sie sich auf eine weite Definition von Gewalt, die sich nicht nur auf sichtbare Handlungen begrenzt, sondern ebenso bezieht sie diejenigen Dimensionen mit ein, die auf ‚psychische Gewalteinwendungen‘ hindeuten. Damit wird zwar der Begriff ‚Gewalt‘ extrem weit gefasst, es wird aber ein breiter Blick auf dieses Thema eröffnet. Einen wichtigen Denkanstoß liefert die Autorin durch den Hinweis, dass die Wissenschaft auch Modethemen folgt. Sie benennt in diesem Zusammenhang, dass noch in den 70er Jahren Gewalt in Familien vornehmlich auf körperliche Gewalt gegen Kinder konzentriert war und dass gegenwärtig nahezu ausschließlich sexuelle Gewalt analysiert wird und andere Betrachtungen völlig vernachlässigt werden. So gibt sie zu bedenken, dass ein solcher Umstand gerade bei einem solchen Thema problematisch sein kann.

PD Dr. Wolfgang Lauterbach, Universität Konstanz, Geisteswissenschaftliche Sektion, Fachbereich Geschichte und Soziologie, Fach D33, 78457 Konstanz, e-mail: Wolfgang.Lauterbach@uni-konstanz.de